

## World on a String

Dass einer, der von unten kommt, nach oben will, ist eine Selbstverständlichkeit. Die bessere Gesellschaft verachtet in der Regel als dekadente Bourgeoisie, wer einmal dazugehört hat. Weshalb haben die Grossväter (und deren späte achtundsechziger Enkel) des Sozialismus den Proletariern so nachhaltig Klassenbewusstsein ins Gewissen gepaukt? Weil es eine Kulturleistung ist und harte Arbeit, den sozialen Aufstieg nicht für erstrebenswert zu halten. Der Arbeiter als der wahre Mensch, aus dem sich die Gesellschaft erneuert, als Vision von Kraft und Unschuld: Das war schon bei Gerhard Hauptmann die idealistische Projektion eines Bürgers.

Der Jazz kommt von unten. Das war seine Kraft, und die sie zuerst erkannten, standen ausserhalb. Er selbst wollte hinauf: an den Broadway (Noble Sissle und Eubie Blake), in die Konzertsäle (Duke Ellington), aus der Improvisation mehr und mehr in die Komposition (Claude Thornhill, Stan Kenton, Gil Evans), bis eine zur Zeit wieder besonders aktuelle Bewegung, der sogenannte Third Stream, an Fusionen zwischen Jazz und europäischer E-Musik laborierte. Das zeitigte (und produziert wieder) spannendste Musik (Charles Mingus vor allen andern, aber auch einen Künstler wie den Wiener Franz Koglmann) und ambitionierten Krampf. Auch der verdient nicht grössere Verachtung als der Vitalismus, den weisse Intellektuelle im Blues austobten (darauf beruhte z. B. der Erfolg des Labels **BLUE NOTE**).

Die Chiffre für die Sehnsucht der Jazzler nach Salonfähigkeit waren die Streicher. Es ist schon tragikomisch zu verfolgen, wie die sinfonischen Sehnsüchte des Genies Charlie Parker in den Sirup-Arrangements von Joe Lipman (**BIRD WITH STRINGS**) ertranken. In aller Regel war die Jazzsolist-plus-Strings-Formel (Dizzy Gillespie, Clifford Brown, Ben Webster, *you name it*) allerdings auch ein kommerzieller Trick, in Zeiten, in denen ein breites Publikum den Breitleinwand-Sound von **CAPITOL** ab zahlreichen Sinatra- und Nat *King* Cole-Scheiben im Ohr hatte.

Nicht unerheblich, wenn wir recht einschätzen wollen, was ein Europäer, der Basler Bassist Stephan Kurmann, seit nunmehr gut zehn Jahren erfolgreich versucht. Er schreibt für klassisches Streichquartett, eine Rhythmusgruppe und seinen Freund, den Saxofonisten Andy Scherrer eine Musik, die, wiewohl zunehmend komplexer, nie krampfhaft akademisch wird und gelegentliche triviale Assoziationen an die genannten Streicher-Unternehmen der Fünfziger wie Zitate setzt. Seine jüngste CD ist die bisher schönste. Sie erweitert die Polarität Jazz/E-Musik zum Dreieck durch eine verstärkte afrokaribische Perkussion. Zudem kommt zu Scherrer ein weiterer Solist, der Hornist Claudio Pontiggia. Das Resultat ist keineswegs ein weltmusikalischer Brei, sondern eine Musik, die ihren Reichtum aus Reibungen gewinnt. Wunderbar sind die beiden vom kubanischen Pianisten Hilario Duran komponierten und arrangierten Nummern **Parque Trillo** und **Latin Nr. 2** (Ouverture und Finale); ein starkes Stück das suitenartige Triptychon **Okan Layé**, für dessen Mittelteil Kurmann den Chor **D'AKOKAN** und den **CONJUNTO FOLKLORICO DE BASEL** zuzog, ein Yoruba-karibisches festliches Ritual; grossartig, wie das Streichquartett in **Up Shot** wie eine kompakte Four-Brothers-Einheit abhebt. Sonst wünschte ich Kurmann noch etwas mehr Sinn für Ökonomie (in **Soundship** oder **Miss Slow** hätte er den Streichern auch mal ein paar Pausen gönnen können), doch das ist Detailgemäkel. Insgesamt ist dies eine ebenso intelligente wie vergnügliche Produktion.

**Okan Layé • Stephan Kurmann Strings (feat. Andy Scherrer und Claudio Pontiggia) • TCB**

Peter Rüedi, aus «Stolen Moments», Echtzeit-Verlag, 2013